

(Nachdruck verboten.)

## 51 Der Arbeiter Schewyrjoff.

Revolutionsgeschichte von M. Artzibaschew.

„Wozu sind Sie hergekommen?“ fragte Schewyrjoff unerwartet, fast wütend. „Hatten Sie denn keine Ahnung, was hier zusammengehungert wird. Säßen Sie doch, wo Sie waren!“

Der Mann schlug wieder die Hände auseinander.

„Es ging nicht . . . Kam in die schwarze Liste, als ich aufhörte . . . Was sollte ich da machen?“

„Aus welchem Grunde?“ fragte Schewyrjoff fort, gleichgültig.

„So. Wurde gestreift. Ich war von den Genossen in den Ausschuß gewählt worden . . . Damals wagte man nicht, zu maßregeln, jetzt aber, wo's wieder ruhig ist, ist's ihnen wieder eingefallen. Na — — und raus!“

„Wo arbeiteten Sie?“

„In den Gruben . . . Ging als Schlosser.“

„Sie waren im Ausschuß? . . . Warum sind denn die Genossen nicht für Sie eingetreten?“

Schewyrjoff erkundigte sich mit ganz besonderer harter Betonung danach, hörte aber trotzdem aufmerksam zur Seite auf die neuen Lügen des Burschen mit dem Ohrring.

Der Schlosser sah Schewyrjoff verwundert an.

„Was konnte das Eintreten helfen! . . . Drei Kompagnien Soldaten haben sie geholt, ein Maschinengewehr aufgestellt . . . damit Schluß!“

„Haben Sie sich nicht vorher gedacht, daß es so enden wird?“

„Das heißt . . . in der Zukunft, warten wir ab . . . vorläufig natürlich wußte ich's.“

„Warum machten Sie dann mit?“

„Das heißt . . . Wie — warum? Die Genossen haben mich gewählt . . .“

„Sie brauchten nicht anzunehmen,“ erwiderte Schewyrjoff, den teilnahmslosen Blick immer noch zur Seite gewendet.

„Nun, was wäre das! . . . Wenn das alle tun wollten, was dann?“

„Aber vor dem Maschinengewehr haben sich alle gedrückt?“

„Das ist was anderes . . . in den Tod, — das ist nicht so einfach! Leute mit Familien, Frauen, Kindern.“

„Sie sind nicht verheiratet?“

Der Schlosser zuckte, senkte den Blick, rieb an seiner Stirn und antwortete leise:

„Habe eine Mutter . . .“

Er verstummte und sah in die Ecke; er schien jetzt auch auf den slotten Burschen mit dem Ohrring zu hören:

„Da wollt' mir nun der Ingenieur seine Tochter zur Frau geben, ich habe mich aber bedankt.“

„Weshalb denn?“ fragte das Bäuerlein mitleidig und doch schon mißtrauisch, den entzückten Blick wieder auf die Lippen des Burschen gerichtet.

„Darum, mein Lieber, weil ich Arbeiter, Proletarier bin, und sie eine Adlige. Natürlich, gefallen hat sie mir auch, — und sehr, — aber so, nicht in die Hand. Zum Abschied sozusagen brachte sie mir selber Champagner heraus und sagte: „Ich achte Sie sehr hoch, Felisar Iwanitsch, und werde immer an Sie denken.“ Na, und . . . einen goldenen Ring gab sie mir . . . Wie nichts.“

„Nun?“ Das Bäuerlein rückte näher.

„Nun, was noch? Den Ring habe ich jetzt noch . . . liegt auf der Pfandleihe für fünf Rubelchen. Gerade jetzt bin ich blank, aber später hol' ich ihn 'raus, dann trag' ich ihn . . . Das muß man, — selbstverständlich, ist ein Andenken!“

„Was ich Euch sage, Kinder!“ wandte sich plötzlich der Bursche in ganz anderem Tone den übrigen Zuhörern zu: „Arbeite ich da in Benja in einer englischen Fabrik, Gebrüder Morris ist die Firma. Das war 'n Ding, Brüder! Strafen keine, bei Krankheit ohne Abzüge, für die Arbeiter steinerne Häuser mit Möbeln. . . . Nun, geradezu, ich war wie im Himmelreich angekommen. . . . Der alte Engländer

selber, immer mit „Sie“ und jedem die Hand, ganz ein Genosse. . . . Nicht wie bei uns, nein, das muß man sagen, dem Arbeiter war da menschliches Leben gegeben, und . . .“

„Na, genug mit dem Blech!“ Das Bäuerlein wurde plötzlich wütend und schwenkte mit enttäuschter Miene die Hand. „Der quatscht, weiß selber nicht, was. . . . Und ich Esel, höre zu . . .“

„Bei Gott, es ist wahr!“ beteuerte der Bursche mit ernster Ueberzeugung.

„Ah, Du — Du!“ Das Bäuerlein geriet immer mehr in Wut. „Der schneidet auf. — Pfui Teufel!“

Er stand zornig auf und ging in die Ecke, wo er sich eine Zigarette zu drehen begann, während er beleidigt vor sich hin murmelte.

Der Schlosser beugte sich rasch zu Schewyrjoff hin und flüsterte ihm zu:

„Bin im sechsten Monat von Hause fort . . . vielleicht ist die Alte schon Hungers gestorben . . .“

Sein schwarzes Gesicht verzog sich.

„Ja, wenn das stimmt, daß auf Arbeit nicht zu rechnen ist, was bleibt dann übrig . . . von der Brücke ins Wasser . . .“

Er stützte kurz die Ellbogen auf die Tischplatte und vergrub die Finger im zottigen Haar.

„Blödsinn.“

„Was sonst?“ Der Schlosser hob augenblicklich den Kopf. „Verhungern, was?“

Schewyrjoff lächelte still und böse.

„Es heißt, der Tod durch Ertrinken ist der furchtbarste. Am Hunger trepieren ist vielleicht angenehmer . . .“

Die Augen des Schlossers öffneten sich weit im schwarzen Gesicht und richteten sich fragend auf Schewyrjoff.

„Und was beweisen Sie dadurch, daß Sie ins Wasser gehen? . . . Einen Hungrigen weniger, um so besser für sie . . .“

„Was dann?“

„Suchen Sie Arbeit, wenn Sie nichts Besseres ausknobeln können,“ warf Schewyrjoff hin.

Der Schlosser machte eine verzweifelte Geste.

„Ich suche seit sechs Monaten. . . . Werde nirgends eingestellt, weil ich ein „Politischer“ bin! . . . Mächtige in Wshen, habe manchmal drei Tage lang keinen Bissen. . . . Bekomme ich jetzt wirklich Arbeit, werde ich vielleicht keine Kräfte mehr haben. Vorgestern bin ich sechsten gegangen. . . . soweit bin ich schon!“

„Was?“

„Ganz einfach . . . habe gebettelt, weiter nichts. . . . Eine Dame ging vorbei, da habe ich angesprochen . . .“

„Hat sie was gegeben?“

„Nein. Sagte, sie hätte kein Kleingeld . . .“

Schewyrjoff legte die Hand auf den Tisch und begann mit den Fingern zu trommeln. Der Schlosser betrachtete aufmerksam und hoffnungslos diese wirbelnde nervöse Bewegung. Ringsum wurde gelacht, gelärrt und geflucht, im Billardzimmer krachten dumpf die Bälle aneinander, und einer, offenbar zerschlagen, rollte mit einem Geräusch, als rasselte irgendwo in der Ferne ein Zug, über das Tuch. Der Bursche mit dem Ohrring siedelte nach dem Billardzimmer über; man hörte von dort seine fröhliche Stimme. Hinter dem Fenster zuckten wie vorher Beine auf und nieder. Man hatte den Eindruck, daß es immer dieselben Menschen wären, die an diesem Fenster absichtlich vorbeigingen: gingen hin und kamen wieder, standen eine Zeitlang hinter der Ecke und liefen dann wieder vorbei.

„Nun gut, aber haben Sie mit der Geschichte wenigstens etwas erreicht?“ fragte Schewyrjoff.

„Gewiß!“ rief der Schlosser.

Auf seinem schwarzen hoffnungslosen Gesicht vollzog sich eine blitzartige Verwandlung: Die Augen fingen an zu glänzen, der Kopf richtete sich auf, und der vorherige verzückte Ausdruck breitete sich über die ganze langaufgeschossene Gestalt.

„Wir hatten, wissen Sie, bei den Bergarbeitern zu tun. Das ist wirklich das allerstumpfsinnigste Volk. Ist ja auch nicht anders zu erwarten. Den ganzen Tag, von fünf Uhr früh bis acht Uhr abends unter der Erde. Abends nach

Gaule gelaufen, gegessen und schlafen gegangen. . . . Und um vier Uhr pfeift es schon wieder zum Aufstehen. Dred, Nässe, Erkältungen, immer wieder Explosionen. . . . Auf unserer Grube explodierte es zweimal: einmal achtzehn Mann getötet, das andere Mal zweihundertzweiundachtzig. . . . Ein Leben wie im Zuchthaus . . . verschickt man einen Bergarbeiter nach Sibirien, so findet er es dort hundertmal schöner! Na freilich, das Volk ist abgestumpft und gleichgültig bis zum äußersten. Nur die Arbeiter in unserer Bude — die gelehrten — das war eine intelligente Gesellschaft . . . alle organisiert. Wir waren auch im Anfang die einzigen, die das Ding drehten. . . . Es war keine leichte Sache. In allen Ecken Spießel. Die geringste Kleinigkeit wurde dem Ingenieur zugetragen; Zwanoff, Petroff, und wer sonst, sind nicht zuverlässig. Und darauf, binnen vierundzwanzig Stunden, per Schab — hinaus. . . . Die Agitation war furchtbar schwer. . . . Aber schließlich haben wir doch Bewegung in die Bude gebracht.

Der Schlosser lächelte begeistert und stolz. Man konnte sich eine Vorstellung machen, wieviel un-menschliche Mühe ihn diese „Bewegung“ gekostet, wieviel Gefahr, Angst und Qual er erlebte, als er den ersten Erfolg sehen konnte.

Schewyrjoff sah ihn aufmerksam an. „Alles haben wir erkämpft: eine Arbeitervertretung, das Versammlungsrecht, die Wohnungsfrage geregelt, das Krankenhaus verbessert, den alten Arzt verjagt. . . . Das war ein Viech. . . . Eine Bibliothek haben wir eingerichtet und von uns einen hineingebracht.“

„Sind viele dabei niedergeknallt worden?“ warf Schewyrjoff scheinbar gleichgültig ein. „Nein, damals ging es noch. . . . Soldaten waren da, aber schießen zu lassen, wagte man nicht. Damals hatte man noch Angst. . . . Später, allerdings. . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Hochzeit.

Novelle von Samp Pascha fade Sezai, aus dem Türkischen übersetzt von Muhjiné Hanim.

„Dem Leben Gewährten sei Dank! . . . Heut gibts endlich Hochzeit! Das hatte aber auch zu lange gedauert, Schwester. . . . Ein ganzes Jahr, jawohl, ein ganzes Jahr hat die Verlobung gedauert, unser Beschdicet Bey ist recht geduldig. . . .“

„Wie heißt denn die Frau Schwiegertochter?“  
 „Setäre Hanim!“  
 „Ist sie hübsch?“  
 „Ich verstehe nichts von solcher Schönheit. . . . Von Teint keine Spur; abfallende Brauen; so lang wie eine Bohnenstange. . . .“  
 „Oh, warum hat er sie denn da so furchtbar gern haben wollen?“

(Mit Daumen und Zeigefinger die Gebärde des Geldzählens machend): „Dies gibts! Dies!! Wer wird sich denn da um Schönheit kümmern?“

(Nach der Tür gehend und herauslaufend, leise): „Wie geht's der anderen?“

(Ebenso leise): „Schlecht, sehr schlecht. . . .“ (Die Stimme erhebend): „Die Hochzeit ist im vollen Gange! Was kümmerst Du Dich um solche Dinge. . . . Sorge Dich doch nicht um anderer Leute Leid!“

„O nicht doch! Es tut mir nur leid, wenn sich die einen um einen Mann krank grämen und die anderen, um eben diesen Kerl zu bekommen, Geld geben. . . .“

Diese Unterhaltung wurde von zwei dürren Aushilfsfrauen geführt, die sich mit den weichseidenen Schnupftüchern (die jedoch die mageren Häse nur zur Hälfte bedekten), den winzigen Fotos (Art Häubchen aus Gaze oder Tüll) mit der lila Hyazinthe, den langen blauen Jaden und den rosa Kleidern zum Vertuschen ähnlich sahen. Jetzt trennten sie sich, um die allmählich erscheinenden Hochzeitsgäste zu empfangen.

Das große, alte, hinter dem Sultan-Ahmed-Platz gelegene Haus hatte heute morgen all seine Fenster der Frühlingssonne, all seine Türen der Liebe weit geöffnet. . . .

Seit langen Jahren war es jetzt zum erstenmal renoviert worden und hatte einen roten Anstrich erhalten, auch waren die Wände aller Zimmer neu bemalt; trotzdem machte es den Eindruck einer alten, geschminkten Kolette, der es auch nicht gelingt, all die Falten, Furchen, die eingesunkenen Stellen zu verbergen.

Wie das geheimnisvolle Lächeln einer Greisin lag es über dem alten Gebäude. Sollten doch die sonst nur von den Rücken der Sklavinnen gestreiften Matten der weiten Korridore widerhallen von eiligen Schritten, die hohen Wände, die sonst nur das Seufzen des Windes vernahmen, das Echo fröhlichen Lachens und Geplauders zurückgeben. . . ., beschirmte es doch mit seinen Fittichen

das trauliche Zimmer mit der Aussicht nach dem Garten, das auf das junge Paar wartete! Nach einer halben Stunde würden die lang verschlossenen Türen der Zimmer von weißen, liebreizenden Händchen geöffnet werden. . . . junge, süße Gesichter, schneeige Schultern würden sich in die überall befindlichen weichen Kissen schmiegen. . . . die verbliebenen Sessel würden sich unter dem Bogen bunter Atlaschleppen verbergen. . . .

Sogar die bedenkliche Neigung des Daches, sich mit den Nachbardächern zu berühren, machte nur einen erwartungsvollen, freundlichen Eindruck. Und gar der Nachwächter des Viertels, der Kurde Hasso, dessen Hände und Füße sonst nur von einem ungeheuerlichen Vernichtungstrieb besetzt waren, sah ruhig, ein rotes Tuch um den Fez gewunden, mit neuen weiten Beinkleidern und neuer kurzer Jade besetzt, vor der Haustür auf einem kleinen Stühlchen und beschaf sich mit schmunzelndem Grinsen die den Hochzeitswagen Entsteigenden. Erst als die ersten seirdschi (von seir = Schau, Schaustellung, seirdschi = Schaulustige) sich zeigten, konnte er sich nicht enthalten, von dem Geheul einiger Straßenhunde, die er in seiner Herzensfreude übersehen und mit seinen fabelhafte Dimensionen aufweisenden Fühen beinahe zertreten hätte, nach der harem-dairaissi (Frauenteil der türkischen Häuser) zu eilen, um den dort herrschenden Trubel noch um ein Verächtliches zu erhöhen. Fünf Minuten nachdem die Auffahrt der Wagen im Hofe beendet war, begab sich das junge geschmückte Paar durch das Spalier der Hochzeitsgäste hindurch nach seinem Salon, begleitet von Hunderten „mäscha allah. . . kirk bir mäscha allah. . .“ (= „Gott behüte! vierzigmal Gott behüte!“ Redensart, die vor dem bösen Blick beschützen soll).

Die verschleierte Gestalt an seiner Seite mehr ziehend als führend, stieg der junge schöne Mann schnell die Treppe empor. Alles, was den Frauen am Manne am meisten gefällt, war in ihm vereinigt: hoher Wuchs, breite, kräftige Schultern, der schön gepflegte, nach oben gewichene Schnurrbart, der für die fünfundzwanzig Jahre seines Besitzers beinahe zu stark war. Nachdenklicher, als es sich für einen glücklichen Bräutigam geziemt, sah er vor sich hin, nur dann und wann erhob er das Haupt und blickte über die große Versammlung von Damen. Dabei strahlten seine schwarzen Augen ein wildes, hagerfülltes Feuer aus, wachsend und verachtend zu gleicher Zeit. „Glaubt mir, auch die Liebe eines solchen Mannes ist Haß. . . .“

Die Nachart der Toilette der langaufgeschossenen jungen Frau an seinem Arm war zwar nicht besonders vorteilhaft, doch war die Toilette selbst ein Meisterwerk türkischer Handarbeit: Der dunkel-lila schwere Atlas war übersät mit wundervoller Goldstickerei; die von der Taille beginnende lange Schleppe war streifenweise mit Goldfäden durchzogen, wie die Strahlen der aufgehenden Herbstsonne. . . .

Das Hochzeitsgewand ist es, worauf sich unsere jungen Mädchen am meisten freuen, und die schwarzen Augen sowie das Gebären der jungen Frau sprachen deutlich genug ihre Zufriedenheit aus; der Beifall der Menge erfüllte sie mit Genugtuung und fester schmiegte sie sich in den Arm ihres Gatten. Der lange rote Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, stand ihr leider nicht gut, doch war das Lächeln des Kleinen, seinen Mundes bezaubernd, besonders wenn es die beiden Reihen schneeweißer Zähne sehen ließ.

Zwei Damen mittleren Alters, die in der hintersten Ecke des langen Korridors nebeneinander auf einem Diwan auf den Fußspitzen standen, erregten durch den Ausdruck höchster Glückseligkeit auf ihren Gesichtern die allgemeine Aufmerksamkeit. Auf beiden stark gelichteten Scheiteln thronte je ein kleiner Fotos, der ringsherum mit diamantenbesetzten Nadeln besetzt war; von ihren Ohren hingen mehrere Zentimeter lange Ohrgehänge.

Diese beiden waren der jungen Frau und des jungen Ehemannes Mütter.

Wie alle unsere Mamas hoffnungsvoller Söhne hatte auch diese das gewisse jenen eigene Etwas an sich, eine Atmosphäre von Hochmut und Unnahbarkeit umgab sie, während die Mutter der Braut nur in liebevoller Zärtlichkeit ertrankte für beide zugleich: die Tochter und deren Gatten. Dieser konnte sich nur mit der größten Schwierigkeit nach dem Selamlit retten, nachdem er seine Frau zum Hochzeitskanapee geleitet hatte. (Das Hochzeitskanapee = gelin köschessi, wird extra zu diesem Zweck gefertigt, es ist zweifelhig.)

Die seelische Erregung sowie das Bewußtsein, daß im Laufe des Tages viele Hundert Augen sie einer strengen Prüfung unterzogen würden, hatte Setäre Hanim in einen leicht erklärlichen Zustand fieberhafter Nervosität versetzt. Das Lächeln war mit der Farbe ihrer Wangen zugleich entflohen, sie sah aus, als ob sie jeden Augenblick in Tränen ausbrechen wollte. Je weiter der Zeiger der Uhr vorrückte, um so heftiger ward ihr Herz klopfen.

„Ist die Braut schön?“  
 „Gaha, was hat die mit Schönheit zu tun! Sehen Sie denn nicht, wie dunkel ihr Teint ist?! Und welch abfallende Brauen sie hat! Nur ihre Augen gefallen mir.“

„Nein, wie ihre Augen den Ihrigen ähneln!“  
 (Von einer anderen Seite): „Die Braut ist nicht hübsch, aber ihre Toilette finde ich entzückend. Wie prachtvoll sieht die Goldstickerei auf dem lila Atlas aus!“

„Allerdings, eine schönere Hochzeits-toilette kann ich mir nicht denken. Aber wie hat sie sich geschmückt, um eine dünne Taille zu bekommen! — Sie kann ja kaum atmen. . . .“

„Ah, Schwesterherz, wenn Du solch schlante Taille, wie die Deine ist, suchst, dann kannst Du lange warten . . .“

(Von einer anderen Seite): „Darsii baschina! (Möge die Reife bald an Dich kommen!) Weshalb sie nur so Weinerlich aussieht? . . . Ich meine, daß sie wohl Grund hätte, sich zu freuen, denn der Bräutigam ist jedenfalls viel hübscher als sie!“

„Warum denn? Ich finde sie gar nicht so häßlich, die Arme . . . Er soll eine odalik haben, ist es wahr?“ (odalik, in Europa in „Odalische“ verunstaltet, bedeutet die — gefesselt und gesellschaftlich anerkannte — „zum Zimmer Gehörige“).

„Ich habe auch so etwas gehört. Er soll sie verstoßen oder verkauft haben, sagt man, Genaueres weiß ich nicht.“

„Ich habe gehört, daß sie krank und bettlägerig sein soll. Alle Hausbewohner sind in größter Sorge, daß der Brant dies Gerücht zu Ohren kommen könne . . .“

Im Geiroge der Stimmen, im Geräusche treppauf, treppab eifender Füße erstarb die Musik der Spielleute fast vollständig. Nachdem der Entschluß bekanntgegeben war, daß die Gäste zum Bleiben aufgefordert werden sollten, wurden im ganzen Hause die Kerzen, Lampen und Kronleuchter angezündet. Die vom grellen Schein der Sonne unbarmherzig bestrahlten kleinsten Schönheitsfehler, Fältchen und Flecke der jungen und alten Gesichter verschwanden wieder unter dem sanften Lichte der Lampen, noch schönere Schattierungen malte es in all die bunten Seidenschleppen, noch fröhlicher und ungezwungener bewegten sich die Eingeladenen durch die weiten Räume.

Es war gegen Mitternacht — die Musik spielte ihre schmelzenden Weisen —, als eine junge Skavin in hellrotem Seidenkleid, das lang herabhängende Haar mit einem roten Seidenbande abgebunden, die Treppe zu einem Seitenflügel hinabstieg. Ab und zu duckte sie sich und blühte mit dem Ausdruck einer vom Löwen verfolgten Gazelle in den schönen schwarzen Augen hinter sich, bis sie in einen langen, schwach erleuchteten Gang einbog. Hier stand sie eine Zeitlang — die Hände auf die angstvoll wogende Brust gepreßt — still und lauschte angestrengt nach allen Seiten. Verworren und gedämpft drang das geräuschvolle Treiben des Festes bis hierher in diesen verlassenem Winkel. Das sanfte Licht des Mondes fiel durch ein Deckfenster und umspielte zärtlich die sich an die kalte Wand schmiegende Gestalt der Lauschenden. Nach einer Weile huschte das Mädchen weiter und klopfte leise an eine am Ende des Ganges befindliche verschlossene Tür. Keine Antwort . . . Die Skavin klopfte noch etwas stärker . . . wieder kein Laut! Nachdem sie ein wenig gewartet hatte, klopfte sie zum dritten Male. Endlich fragte von innen eine zittrige Stimme: „Wer ist da?“ „Nacht auf, Großmütterchen, ich bin es!“ rief das junge Ding leise. Ein altes Mütterchen, das Kopftuch um das Haupt geschlungen, öffnete. Dieses Zimmer war der Armut vom Reichtum eingeräumt worden: Der vor den niedrigen, in den ungepflügten Garten hinausgehenden Fenstern stehende Diwan ist von der Feuchtigkeit angefault, die Wände wiesen große schwarze Flecke auf. Auf der rechten Seite des Zimmers stand ein Bett; aus dessen Kissen blühte zwischen langem blondblodigen Haar ein wachsbleiches Gesicht, in das der Todesengel seine fürchtbaren Zeichen gegraben . . . Die Augen waren zwar offen, doch sah man nur das Weiße, die halbgeöffneten Lippen von derselben Farbe wie das Gesicht ließen die kleinen Zähne hervorschimmern, blaue Adern durchzogen die zarte Haut der Schläfen und des Halses. So wie die Farbe des Todes auf dem Antlitz der ihm Geweihten ausgebreitet lag, so breitete sich in diesem Gemache ein dumpfer Modergeruch aus, atembeklemmend . . .

Dieses geht auf dem Totenbette liegende achtzehnjährige Mädchen war vor vier Jahren ein goldblodiges, rosiges, mit den Nögeln um die Wette zwitterndes Kind. In dem von hohen Mauern umschlossenen Harem aufgewachsen, wußte sie nichts von den Gefahren und Sorgen des Lebens. Sie liebte die Blumen über alles, spielte mit den Schmetterlingen, sang in der Morgenfrühe ihre Lieder zum offenen Fenster in den Garten hinaus. Zwei Stufen auf einmal nehmend, sprang sie die Treppe hinunter. Der veredelte Reibling des Hauses, konnte sie tun und lassen, was sie wollte. Alle Winkel des alten Hauses durchstöberte sie, kurz — sie benahm sich nicht anders als andere gesunde Kinder ihres Alters. Ihre roten Lippen lächelten stets, die zarte Rote ihrer Wangen stieg bis in die großen blauen Augen hinein, bei der geringsten Kleinigkeit brach sie in helles Gelächter aus.

Sie war für ihr Alter zu schön, für ihre Stellung zu zart — dank der Freiheit, die man sie genießen ließ, hielt sie das Leben für eine lange Reihe von Vergnügungen und Freuden aller Art; sie ahnte nicht, daß schon morgen vielleicht eine erbarmungslose Hand ihr Blütendasein iniden könne.

(Schluß folgt.)

## Hundert Jahre Zichorienkaffee.

Eine neue Steuerbelastung des Kaffees droht und wird vielleicht, wie all die anderen Steuerlasten, die auf die Armen und Ärmsten abgewälzt werden können, bald nicht nur mehr Drohung,

sondern bittere Wahrheit sein. Der Zufall will es nun, daß diese neue Steuerlast gerade hundert Jahre nach der Einführung der Zichorie als eines billigen Kaffeesurrogates zur Tat werden soll. Vor hundert Jahren war es die drakonische Maßregel der Kontinental Sperre, durch die Napoleon I., der den Handel des trogenden Englands vernichten wollte, die Kaffeespreise zu unerhörten Höhen steigerte. Englands Schiffe durften keinen europäischen Hafen anlaufen. Die Ware, die sie führten, war zur guten Preise erklart. Da aber zumeist England es war, das den überseeischen Handel mit Kaffee vermittelte, so drohte allen an der Politik ganz unbeteiligten Kaffeeschweltern das Verliegen der Zufuhrquelle ihres Lieblingsgetränks. Da setzte zuerst die Fabrikation von verschiedenen Kaffeesurrogaten ein, von denen die Zichorie lange den obersten Rang behauptet hat. Die Zichorie, auch Begwart genannt, ist in Indien, Aegypten, Griechenland und der Levante heimisch, wird aber auch in nördlichen Landstrichen gebaut. Als Endiviensalat ist sie allen Hausfrauen wohlbekannt, von allen Feinschmeckern hochgeschätzt. Die teils weißliche, teils zartgrüne Farbe dieses Salats wird durch Lichtziehung erzeugt, und er erhält so neben dem verlockenden Aussehen auch noch einen besonders angenehmen Geschmack.

Das unter dem Namen Zichorie bekannte Kaffeesurrogat wird aus der Wurzel des gleichnamigen Gewächses gewonnen und zu diesem Zweck besonders im Braunschweigischen, Magdeburgischen, in Hannover, Thüringen, im Breisgau und in Schlesien auf mehr als 12000 ha Landes angebaut. Auch in Holland, Belgien und Oesterreich-Ungarn gibt es ausgedehnte Zichorienkulturen zur Gewinnung des Kaffeesurrogats. Zu dessen Bereitung wird die Wurzel in rotierenden Trommeln gewaschen, auf Maschinen geschnitten, auf Darren getrocknet, sodann geröstet und gemahlen. Beim Röstten wird zur Verbesserung des Geschmacks noch etwas Sesam- oder Erdmöhöl hinzugesetzt. Das so gewonnene Mehl wird in Pakete getan und in künstlich feucht erhaltenen Kammern aufbewahrt. Vom Gehalt der Zichorie ähneln nur das Brenzliche, beim Röstten entwidelte Del entfernt dem Aroma des Kaffees, und ihre Hauptwirkung besteht darin, daß es 13 Proz. lösliche Bestandteile an das Wasser abgibt, wodurch dieses dunkel gefärbt wird.

Neben der Zichorie existieren noch viele und teils bessere Kaffeesurrogate. Besonders geröstete Getreidekörner, am liebsten Roggen, werden durch Kochen und Röstten zum Kaffeesatz zugerichtet. Ein klein wenig näher kommen die Gerbsäure enthaltenden Eicheln dem Kaffee, auch Aunkelrüben und Mohrrüben, Dattel- und Weintraubenkerne liefern ein vielgebrauchtes Surrogat.

Der aus dem „Tragant“ genannten Strauch gewonnene schwebische oder Konzentalkaffee galt eine Zeitlang für den besten Kaffeesatz und deutet schon in seinem Namen auf den Ursprung des Kaffeesurrogates hin.

## Der Ameisenstaat.\*)

Bei aller äußeren Ähnlichkeit von Menschen und Ameisenstaat sind doch die Grundlagen beider ganz verschieden. Die Arbeitsteilung, die die menschlichen Gemeinschaften auf eine so hohe Kulturstufe gehoben hat, die auch die Ameisen weit über die anderen Insekten, selbst noch über die ihnen ähnlichen Bienen erhebt, hat bei beiden ganz verschiedenen Ursprung. Die Menschen haben diese Höhe im Laufe der Jahrtausende durch eine Unsumme von geistiger Arbeit erklommen. Sie haben einen gewaltigen Schatz von Erfahrungen und Entdeckungen aufgestapelt, und jedes neue Geschlecht baut auf den Ergebnissen dieser früheren Geistesarbeit weiter. Die Ameise lernt auch, aber nur ein klein, bescheiden Teil, und sie kann ihren Nachkommen nichts davon hinterlassen. Das aber, was wir gerade an ihr bewundern, die Höhepunkte ihrer Tätigkeit, die braucht sie nicht erst zu lernen, die bringt sie schon fertig mit auf die Welt: sie sind ihr angeboren. Eine Amazone ist vom ersten Augenblick ihres Lebens an schon die unübertreffliche Sklavenjägerin, deren vollendete Kriegskunst von keiner anderen Ameisenart erreicht wird. Sie handelt ohne Einsicht in die Nützlichkeit ihrer Kriegswaise, wie ein blinder, von ihren Vorfahren ererbter Trieb sie zu tun zwingt. Wäre es sonst wohl möglich, daß dieselbe Ameise die Fähigkeit, selber zu fressen, verlernt haben könnte? Keine Ameisenart erfindet neue Künste, jede übt ihre besonderen, und nur diese. Neuen Verhältnissen kann sie sich entweder gar nicht oder nur in sehr geringem Maße anpassen. Der Mensch widmet sich dem Bezufe, der seinen Anlagen oder seinen Reigungen entspricht. Die Ameise kann sich ihre Beschäftigung nicht wählen, sie ist ihr von der Natur vorgeschrieben. Ihre gesamte Tätigkeit verläuft im wesentlichen in derselben Weise, wie die einzelnen Teile eines Automaten ineinandergreifen. Wie sollte auch das winzige Ameisengehirn imstande sein, dieselben Leistungen hervorzubringen wie das hohentwidelte, 2½—3¼ Pfund schwere Menschenhirn? Selbst die Tugenden der Ameisen, ihre vielgepriesene Emsigkeit, die großartige Mut, mit der sie ihre Brut gegen feindliche Angriffe verteidigen, sind keine Tugenden im menschlichen Sinne; denn auch hier handelt das Tier unter dem Zwange des unbewußt

\*) Aus „Die Ameisen“ von Hugo Viehmeyer (Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk. Leipzig, Verlag von Quelle u. Meyer. 159 Seiten, 48 Abbildungen, gebunden 1,80 M.)

In ihm wirkenden Naturtriebes. Obwohl den Sklaven kein Aufseher antreibt, kein Gesetz seine Faulheit mit Strafe bedroht, arbeitet er im Neste der Raubameisen doch genau so fleißig, genau so selbstlos, wie er in dem seiner Art arbeiten würde. Aber er arbeitet, weil er nicht anders kann. Eine faule Ameise ist ein Unbeing. Auch diejenigen Arten, die auf eigene Lebenshaltung ganz verzichtet haben und zu Schmarozern anderer geworden sind, können wir deshalb nicht faul nennen. Ihre Körperbeschaffenheit erlaubt ihnen nur keine andere Lebensweise als gerade diese. Die Amazone kann eben mit ihren verkümmerten Mundteilen nicht mehr selbstständig fressen, und die Säbelameise kann mit ihrer schwächlichen Arbeiterschaft keine selbständigen Kolonien mehr bilden. Alle Lebensäußerungen der Ameisen werden durch den Bau ihres Körpers und seine Einrichtung bedingt. . . .

Uns aber bleibt uns noch ein Rätsel. Wie bringen es die Ameisen fertig, daß sich alle die Tausende von Einzelleistungen zu einem wohlgeordneten Ganzen zusammenfügen? Woher stammt die Ordnung in ihrem Staate? Sie müssen sich doch verständigen können. Gewiß, das tun sie, und zwar mit den Fühlern. Die Fühler sind das wichtigste Sinneswerkzeug, das die Tierchen besitzen. Mit ihnen unterscheiden sie den Freund von dem Feinde, mit ihnen finden sie den Weg, mit ihnen betteln sie die Gefährten um Nahrung an, mit ihnen teilen sie den anderen ihre eigene Erregung mit, mit ihnen beschwichtigen sie die Aufregung ihrer Genossen, mit ihnen fordern sie eine Kameradin auf, ihnen zu folgen und regen den Nachahmungstrieb an. Die schlanken, ewig beweglichen Fühlergeißeln werden so zu einem Ausdrucksmittel für alle Regungen, deren die Ameisenseele fähig ist. Wenn wir das Ameisenvolk lange beobachten, lernen wir die Sprache, die ihre Fühler sprechen, sogar verstehen. Die echten Gäste der Ameisen haben sie ja auch kennen und nachahmen gelernt. Mit der Sprache der Menschen können wir diese Fühlersprache freilich nicht vergleichen. Es sind ja keine Worte, keine Gedanken, die da von Mund zu Mund gehen: es ist eine Zeichensprache, aber wiederum auch keine, wie sie die Taubstummen zu ihrer Verständigung benutzen. Die Ameisen können ihren Gefährten nur Erregungszustände übermitteln. Wenn ein Häher vor uns durch die Baumwipfel flüchtet, so äußert er seinen Schreck in einem kreischenden Tone. Dieser Laut ist zunächst nichts weiter als der Ausdruck des Erregungszustandes, in den er durch unser Erscheinen versetzt ist. Aber dieser Ruf wird von allen anderen Hähern, die ihn hören, verstanden, d. h. sie geraten in einen ähnlichen Erregungszustand, empfinden denselben Schreck und fliehen. So wird der Schreckenslaut zum Warnruf für die Genossen.

Die menschliche Sprache hat sich aus denselben Anfängen entwickelt; auch sie war zuerst nur der Ausdruck für den jeweiligen Gemütszustand. Diese ersten Anfänge hat die Sprache uns in den Ausrufewörtern: ah, oh, hu usw. erhalten. Stets sind diese einfachsten Laute von ganz bestimmten Bewegungen des Gesichtes, der Arme, des ganzen Körpers begleitet. Auch da, wo es nicht zum Ausrufe kommt, gibt der Mensch doch unbewußt durch sein Mienen- und Gebärdenenspiel deutlich die Art der Erregung zu erkennen, die seine Seele durchzittert, und es ist, wie wir wissen, eine ganz besondere Kunst, seine Gemütsbewegungen nicht zu verraten. Mit dem ungeheuren Aufschwunge aber, den die menschliche Gehirntätigkeit im Laufe der Jahre genommen hat, ist die Sprache auch zum Vermittler der Gedanken geworden. Die Ameise hat keine Gedanken, darum braucht sie auch keine der menschlichen ähnliche Sprache. Es genügt für sie, wenn sie den Gefährtinnen ihre Erregung mitteilen kann. Zu diesem Zwecke stehen den Ameisen noch andere Mittel als die Fühler zu Gebote. Wir wissen ja, daß die Knotenameisen durch Auf- und Niederwippen ihres Hinterleibes sogar Töne hervorbringen; die Fühlersprache ist aber das wichtigste Ausdrucksmittel für ihre Gemütszustände.

Eine große Rolle spielt im Ameisenstaate auch die Nachahmung. Schon das Mitteilungsvermögen der Ameisen beruht zum größten Teile auf ihr. Braucht eine Ameise bei irgendeiner Arbeit die Unterstützung ihrer Genossen, so kann sie nicht zu ihnen sagen: Kommt, helft mir! Die einzige Beredsamkeit, die ihr zu Gebote steht, ist die Handlung. Durch Fühlerschläge auf den Kopf oder durch Anstoßen mit dem Kopfe sucht sie ihre Aufmerksamkeit zu erregen und beginnt dann einfach vor den Augen der Gefährtinnen, ihren Plan auszuführen. Bleibt die Hilfe aus, so wiederholt sie ihre Aufforderung. Immer wird sie schließlich eine oder die andere Kameradin finden, die ihr folgt. Alle gemeinsamen Arbeiten der Ameisen: die Bautätigkeit, die Wanderungen, die Kriegs- und Elbenzüge, kommen auf diese Weise zustande. Immer ist es eine Ameise, die dazu den Anstoß gibt. Sie lenkt die Aufmerksamkeit der ihr zunächst befindlichen auf sich. Diese folgen ihr und bewegen ihrerseits wieder andere, sich anzuschließen. Nach der Art der Arbeit richtet sich die Menge, die zu ihr aufgefordert wird, und die Stärke der Gemütsbewegung bestimmt die Schnelligkeit, mit der sich die Erregung verbreitet. Wenn eine Ameise einen neuen Wirtspatz gefunden hat, so wird ihr dorthin nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl der Nestgenossen folgen. Am Umzug nehmen alle Kolonieangehörige teil, aber es dauert lange, bis die Allgemeinheit für den Wohnungswechsel gewonnen ist. Blitzschnell dagegen gerät das ganze Ameisenvolk in Aufruhr, wenn ein Feind seinem Neste naht.

Fassen wir alles zusammen, so sehen wir, daß die Ameisen allerdings keine Menschen sind. Ihr Tun regelt sich nach festen Naturtrieben, die sie von ihren Vorfahren ererbt haben und deren Zweckmäßigkeit sie nicht erkennen. Es fehlt ihnen das menschliche Gehirn und die menschliche Sprache. Ihre Kolonien sind auch keine Staaten; denn die Arbeitsteilung ist untrennbar an die Verschiedenheiten gekettet, die der Körperbau der einzelnen Rassen aufweist. Aber darum sind sie nicht minder bewundernswert. Sie zeigen uns, welche verschiedenen Wege die Natur gehen kann, um schließlich doch zum gleichen oder wenigstens ähnlichen Ziele zu gelangen.

## Kleines feuilleton.

Musik.

Neues Königl. Opern-Theater: „Der fliegende Holländer“. Die Eröffnung der Gura-Oper am vorigen Sonnabend bei Kroll erinnert uns daran, daß noch vor wenigen Jahren unsere Großstädte ihren sonstigen Theaterbetrieb während der schöneren Jahreszeit unterbrachen — zum Schaden nicht nur der Fremden, sondern auch der daheimbleibenden Mehrheit der Einwohner. In Berlin füllte diese Lücke seit einiger Zeit wenigstens teilweise die Wortwig-Oper aus, die wir nun wieder vom 19. d. M. an haben werden. Die bequeme Gelegenheit, im Kroll'schen Gebäude weiteren Kreisen musikalische Bühnenkunst zu kommen zu lassen, wird von dem Eigner, das ist der Königl. Theaterleitung, noch immer nicht so bewertet, wie man es wünschen muß. Immerhin hat Hermann Gura, ein anerkannt tüchtiger Regisseur, vor zwei Jahren unter anderer und im Vorjahre sowie jetzt unter eigener Leitung allmählich etwas ganz Anständiges erreicht. Allerdings werden die Sommertheater wohl immer mehr nur eine Episode sein und zur höchsten Vollendung auch der Hauptsache entbehren: des ständigen Zusammenarbeitens der Mitwirkenden, das ja gerade bei der Oper so viel verlangt und an der Notwendigkeit der hohen Eintrittspreise seinen Anteil hat. Ist nun eine Direktion so kühn, derartige Schwierigkeiten auch noch durch irgend eine neue Besonderheit zu steigern, so darf der Beurteiler die ihm längst bekannte Notwendigkeit, Sommerliches nachsichtig zu betrachten, noch stärker walten lassen.

Ein solches Sommerexperiment war die genannte Eröffnungsvorstellung dadurch, daß Richard Wagners romantische Oper „Der fliegende Holländer“ in der ursprünglichen Fassung erschien, die während der 68 Jahre seit Vollendung des Wertes wohl nur in Bayreuth wieder aufgenommen war. Der Schluß dieser Oper zeigt sonst ein Auffahren der Erlösten, des Holländers und seiner Senta, gen Himmel. An Stelle dieser „Apotheose“ tritt jetzt ein symbolischer Glanz des Meeres. Ob damit wirklich Besseres geleistet ist als mit der vielberufenen „Theatralik“, das fragt sich doch noch; mindestens blieb diesmal der Eindruck unklar. Zudem sollten doch nicht am Eingange Textbücher mit derweisung abgegeben werden, daß sie die richtigen für die jetzige Vorstellung seien, während sie in der Tat von neuerer Herstellung sind, aber doch wieder den gewohnten Schluß enthalten.

Außerdem noch wurden die drei Akte ohne Pause aneinandergeschlossen: die Musik spielt weiter, während der Vorhang (der hier mit Recht seitlich und nicht lotrecht bewegt wird) nur den Szenenwechsel verdeckt. Für ein an sich nicht langes Stück wie der „Holländer“ scheinen uns die Vorteile dieses Verfahrens die unzulänglichen Nachteile weit zu überwiegen, namentlich im Gegensatz zur unleidlichen Länge der gewöhnlichen Pausen.

Auch sonst ging's, kurz gesagt, gut — so gut, daß das Publikum schließlich in bekannter Manier „Kopf stand“. Das alte Uebel alles Gefanges, zumal des dramatischen und vom Orchester begleiteten: daß man die Worte schwer und um so schwerer versteht, je klangreicher sich die Stimme in den Vokalen entfaltet, wird auch durch das „neudeutsche“ oder „Bayreuther“ Konsonantensingen nicht leicht überbunden. Der Varyton van Nooly (aus Frankfurt a. M.), einer der berühmtesten unter den Mitwirkenden, die sonst aus Berlin, Hamburg und New York zusammengeholt waren, vergrößerte den erwähnten und überdies durch den ungünstigen Raum gesteigerten Uebelstand noch dadurch, daß er das unvermeidliche Stilisieren der mythischen Holländerfigur gar stark betonte.

Man sieht immer mehr ein, wie sehr die neuere Musikdramatik, im Gegensatz zu der bequemeren Art der mehr christlichen älteren Oper, eine Vorbereitung des Hörers auf Text und Musik des Stückes macht. Darin bleibt für vollstündliches Bildungsweesen noch viel zu tun. Und gerade Wagners Werke — besonders der sonst so knappe „Holländer“ sowie „Tristan“ und erst recht der „Ring“ — leiden unter einer Breite, die vornehmlich aus dem Bestreben hervorgeht, den Eindruck der Gesehnisse auf die Beteiligten so recht einbringlich auszumalen. Je mehr man sich in die Einzelheiten davon vertieft, desto lebhafter wird das Interesse dafür; je mehr sie jedoch in einem ungefähren Vorüberausgehen untergehen, desto mehr kann man zum gelangweilten — Antiwagnerianer werden.

sz.